

# Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg : Wie ein deutscher Student die Schweiz 1943-1946 erlebte

Autor(en): **Jung, Ernst Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **164 (1998)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-65348>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Wie ein deutscher Student die Schweiz 1943–1946 erlebte

Ernst Friedrich Jung

Am 19. Dezember 1943 – gerade 21 Jahre alt – fuhr ich mit einem der wenigen Schnellzüge, die es damals noch auf dieser Strecke gab, von meinem Studienort Freiburg im Breisgau nach Basel. Der erste Eindruck, den die Schweiz auf mich machte, war überwältigend. Ich fuhr in ein Land ohne Krieg. Zwar gab es eine Verdunkelung und eine Lebensmittelrationierung. Aber alles spielte sich in grosser Liberalität ab. Mein Ziel war Lausanne, wo ich zunächst für die Dauer des angebrochenen Semesters studieren durfte. Ich sollte zweieinhalb Jahre dort bleiben. Wie war es möglich, dass man zu dieser Zeit als Deutscher in der Schweiz studieren konnte? In Genf und Lausanne gab es traditionell Lehrstühle für deutsches Recht, denen damals die Studenten fehlten. In den deutsch-schweizerischen Handelsvertragsverhandlungen wurde daraufhin ein bescheidenes Devisenkontingent für etwa zwei Dutzend deutscher Studenten eingeräumt. Eine Ausreisegenehmigung bekamen sie im Jahre 1943 allerdings nur, wenn sie wegen schwerer Verwundung aus der Wehrmacht entlassen waren und mindestens drei Semester Jura studiert hatten. Diese Voraussetzungen wurden nur von einigen erfüllt, sofern sie von der Gelegenheit überhaupt erfahren hatten. Die Unterhaltssätze mussten immer wieder neu genehmigt werden. Ausserdem benötigte man für das Verbleiben in der Schweiz einen gültigen Reisepass, der vom deutschen Konsulat immer nur für ein halbes Jahr verlängert wurde. Inhaber des Lehrstuhls für deutsches Zivilrecht in Lausanne war Professor Otto Riese, ein Jurist von Geblüt mit internationalen Erfahrungen (er war nach dem Krieg der erste deutsche Richter am späteren Gerichtshof der Europäischen Gemeinschaft). Es war ein Lehrer-Schüler-Verhältnis wie in alten Zeiten. Die Universität hatte einen guten Ruf und vermittelte eine gediegene Ausbildung. Der Umgang mit den schweizerischen Kommilitonen war problemlos; mit mehr als einem verbindet mich noch heute eine Freundschaft.

Ein ganz grosses Glücksgefühl vermittelte die Informations- und Meinungsfreiheit, die sich dem Besucher aus dem kriegsgeschüttelten Deutschland eröffnete. Man konnte sich anhand des Rundfunks und der Presse über die militärische und politische Lage leichter und zuverlässiger als in irgendeinem anderen Land informieren. In der Universitätsbibliothek konnte man die Bücher lesen, die im Reich verboten waren.

Wie erlebte ein junger Deutscher die Schweiz und ihre Bewohner? Seine Informationen und Erfahrungen waren die eines Durchschnittsschweizers. Dass das Land von den Achsenmächten umzingelt war, wie eine Insel im wogenden Kriegsmeer, war allgegenwärtig. Die Grenzen und Befestigungen wurden gesichert. Überall sah man Uniformen. Unter den schweizerischen Kommilitonen gab es viele Armeeingehörige, die von Zeit zu Zeit ihren Wehrdienst versehen mussten. Die Grenzen wurden bewacht; weil man einen Flüchtlingsdruck befürchtete, wurden sie abriegelt. Aber immer wieder gab es Flüchtlinge, auch jüdische, die den Übergang über die – meistens grüne – Grenze geschafft hatten. Auf der anderen Seite des Genfer Sees kam es zu Schiessereien zwischen deutschen Streitkräften und dem Maquis, der Grenzort St. Gingolph brannte. Niemand konnte sicher sein, dass solche oder andere Feindseligkeiten nicht auf Schweizer Gebiet übergriffen. Man fühlte sich bedroht. Andererseits war man, ob es einem nun passte oder nicht, von Deutschland wirtschaftlich abhängig. Aber wer mit dem Teufel ass, musste mit einem langen Löffel essen. Wie weit die Abhängigkeit wirtschaftlich ging, wie sie sich auf die Lieferung kriegswirtschaftlicher Güter, auf Zahlungsbilanzen oder gar Goldtransfers auswirkte, war dem Durchschnittsschweizer unbekannt. Sein Herz war auf alliierter Seite. Mit Schmunzeln wurde die Redensart verbreitet «Die Schweizer arbeiten sechs Tage für die Achse, am siebten beten sie für den Sieg der Alliierten». Das Pflaster in der Schweiz war für einen deutschen Studenten nicht ganz einfach: Da gab es die Deutsche Kolonie mit einem biedereren, aber bornierten Ortsgruppenleiter, der gelegentlich zu Versammlungsabenden aufrief. Das Generalkonsulat wurde von einem verblendeten Aufstiegsbeamten geleitet. Der zweite Mann im Generalkonsulat, der Vizekonsul Daufeldt, war Resident von Himmlers bzw. Schellenbergs Sicherheitsdienst (SD) und betätigte sich nachrichtendienstlich. Er versuchte, die deutschen Studenten für seine Zwecke zu benutzen, aber Prof. Riese, der gute Beziehungen zu den waadtländischen Behörden hatte, fand Mittel und Wege, darauf einzuwirken, dass «seine» Studenten von Daufeldt in Ruhe gelassen wurden.

An der Universität tummelten sich viele Nationalitäten. Italiener waren besonders zahlreich. Es waren viele Soldaten darunter, die sich mit dem Grenzübertritt hatten entwaffnen lassen, aber noch ihre Uniform trugen. Seit Oktober 1944 war ich entschlossen, mit der juristischen Lizentiatur einen Studienabschluss zu suchen und dafür alles daran zu setzen, um bis zum Kriegsende in der Schweiz zu bleiben, selbst wenn es nicht einfach war, für die Verlängerung des deutschen Passes immer eine plausible Begründung zu finden.

Zu dieser Zeit begannen die Schweizer, Licht am Ende ihres Neutralitätstunnels zu sehen. Die Verdunkelung wurde aufgehoben. Im Publikum wurde nunmehr eine verstärkte Animosität den Deutschen gegenüber spürbar – wohlgemerkt nicht im vertrauten Kreis der täglichen Kontakte. Als der Geldtransfer aus Deutschland im Februar 1945 aufhörte, erhielt ich von dem

schweizerischen Geschäftspartner eines deutschen Familienfreundes eine knappe monatliche Unterstützung bis zum Examen. Mein Pensionswirt gewährte mir einen Überziehungskredit. Eine Arbeitserlaubnis kam für ausländische Studenten nicht in Frage. Einmal ging ich für drei Wochen zu einem Bauern im Waadtland zur Erntehilfe. Auch eine Weinlese machte ich mit. Man führte ein einfaches, aber nicht unfrohes Leben.

Die deutsche Niederlage kam, nicht auf einmal, sondern in Etappen, was die Leiden verlängerte. Die erschütternden Veröffentlichungen über die befreiten Konzentrationslager liessen die Deutschen bei manchen wie Teufel in Menschengestalt dastehen. Die Verbindung zu meinen Angehörigen in Deutschland war im März 1945 abgerissen. Sie war ohnehin prekär. Es gab nur briefliche Mitteilungen, die auf deutscher Seite scharf zensuriert wurden. Zum ersten Mal hörte ich wieder von meiner Familie im Oktober 1945. Der Wunsch, an der Wiederaufrichtung eines normalen Lebens in Deutschland mitzuwirken, wuchs.

Aber zunächst musste die Öffnung der Grenze abgewartet werden, und das geschah erst 1946. Wer als Deutscher vorher ausreiste, trug das Stigma der Ausweisung. Im März 1946 bestand ich meine Licence en Droit. Von da ab stand alles unter dem Zeichen der Rückkehrvorbereitungen. Normale Züge verkehrten noch nicht. Die Grenzen zwischen den Besatzungszonen konnten nur mit besonderer Genehmigung überschritten werden. Von der «Deutschen Interessenvertretung», dem Nachfolgeinstitut des deutschen Generalkonsulats Genf, das auch die deutschen Pässe (unter Schwärzung des Hakenkreuzes) verlängerte, erfuhr ich, dass ein Sammeltransport für (unbelastete) Rückkehrwillige nach Norddeutschland zusammengestellt werden sollte. Viel gab es zu erledigen, fuhr man doch in eine Art Niemandsland zurück.

Nach mehrmaliger Verschiebung kam der von den Schweizer Stellen organisierte Sonderzug zustande, Abfahrt am 14. Mai 1946 um 17 Uhr in Basel mit dem Endziel Munster-Lager in der Lüneburger Heide. Es mögen etwa ein Dutzend D-Zug-Wagen gewesen sein, sie waren aufgeteilt für ein buntes Gemisch von Reisenden: viele mit Deutschen verheiratete Schweizerinnen, die mit und ohne Kinder nach Deutschland zurückkehren wollten; internierte deutsche Soldaten, Deserteure und andere; Schüler aus Zuoz und Lungenkranke aus Davos; einige Schweizer Geschäftsreisende und Rotes-Kreuz-Personal, das sich um den Zug kümmerte. Ein Wagen war für Gesandtschafts- und Konsularpersonal vorgesehen. Während der langsamen Fahrt durch Deutschland sahen wir besonders in den Städten die trostlosen Bilder der Zerstörung. Nach 24 Stunden lief der Zug in die britische Zone ein und gelangte am übernächsten Tag an sein Ziel.

Immer, wenn ich an meine Schweizer Studienzeit zurückdenke, erfüllt mich ein Gefühl grosser Dankbarkeit, konnte ich doch in einer Zeit von Unterdrückung und Not in einem fremden Land unter freien Bürgern und Institutionen leben und arbeiten. ■